

## Predigt über 1. Petrus 5,8f.

*Seid nüchtern, seid wach! Euer Rechtsgegner, der Teufel – wie ein brüllender Löwe geht er umher und sucht, wen er verschlinge. Ihm widersteht, gefestigt durch Glauben, da ihr wisst, dass eure Geschwister in der Welt durch dieselben Leiden vollendet werden.*

Ich blicke in die Kirche meiner Kindheit: im Chorraum der gotischen, sonst eher schlichten Kirche, steht eine steinerne Löwenskulptur. Der Löwe brüllt, hat das Maul mit den spitzen Zähnen weit aufgerissen und blickt in Richtung Kirchenschiff. In seinem Maul ein Mensch, den er gerade verschlingt. Zu seinen Füßen eine Schlange. Als Kind hat mich diese Darstellung fasziniert. Ich bin mit den Fingern die spitzen Zähne langgefahren, habe in das entsetzte Gesicht des Menschen im Löwenmaul geschaut und das Fauchen, Zischen und Brüllen des Löwen gehört. Schauernd und fasziniert. Beängstigt und beunruhigt: der Löwe sitzt unter einer Säule und kann sich dementsprechend nicht bewegen. Geht er weg, bricht die ganze Kirche über ihm zusammen. Er hat einen prominenten Platz direkt vor dem Altar und ist doch von der dicken Steinsäule, die das gotische Gewölbe hält, gefangen. Das Böse ist gebannt und doch präsent und sichtbar. *Der Feind geht umher wie ein brüllender Löwe und versucht, Menschen zu verschlingen.* Die Worte aus dem Petrusbrief sind in der Kirche meiner Kindheit in Stein gemeißelt, bebildert. Der Text verführt uns am 9. November dazu, uns von der Seite der Täter zu den Opfern hinüber zu mogeln. *All dieses Leid erleben auch eure Geschwister in aller Welt.* Meine Verwandten, meine Großeltern mussten keine Angst vor dem brüllenden Löwen haben. Sie haben keine Leiden in aller Welt erlebt. Sie waren nicht die Beute des Löwen, sondern sie waren selbst brüllende Löwen mit SS-Stiefeln, und in meinem Fall haben sie leider auch eher laut als leise gebrüllt. Meine Familie – eine Löwengrube. Das mir einzugestehen und auszuhalten fällt mir heute immer noch und immer wieder neu schwer. In der Kirche meiner Kindheit war der Löwe unter der Säule gebannt. Hat die ganze Kirche stabilisiert. Wenn er, wenn das Böse nicht gebannt ist, bricht alles zusammen. In der Zeit des Nationalsozialismus war das Böse nicht mehr unter einer Säule gebannt. Deutschland – eine Löwengrube.

Der Verfasser oder die Verfasserin des Petrusbriefes fordert von uns standhaften Glauben und Vertrauen im Angesicht des brüllenden Löwen – auch im Angesicht der Taten meiner Großeltern. Wie kann ich das so übersetzen, dass das nicht leere Worthülsen bleiben?

Der Text selbst gib Antwort: *Lebt ohne Illusionen und haltet die Augen offen.* Schau dem brüllenden Löwen ins Gesicht. Hilft mir mein Glaube, hinter dem Vorhang hervorzutreten und die nackte Realität, ohne den Schutz des Vorhangs, auszuhalten? Das vermag ich nicht allein. Ich bin angewiesen auf Gottes Gnade. „Bitte, Allmächtige“, stammle ich hinter dem Vorhang, „gib mir den Mut, den Vorhang zu zerreißen.“ Mein Stoßgebet lässt mich an ein Gedicht von Hilde Domin denken. Sie musste am 9. November 1938 schon im Exil leben. Darf ich sie zu meinen Geschwistern zählen, die in der ganzen Welt leiden mussten? Mir Worte von ihr leihen? Ich flüstere zaghaft ihr Gedicht:

Bitte

Wir werden eingetaucht  
und mit den Wassern der Sintflut gewaschen

Wir werden durchnässt  
bis auf die Herzhaut

[...]

der Wunsch verschont zu bleiben  
taugt nicht

Es taugt die Bitte

[...]

dass wir aus der Flut  
dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen  
immer versehrter und immer heiler  
stets von neuem  
zu uns selbst  
entlassen werden.

\*

Herbst, eine Nacht wie die heutige. Plötzlich schreien auf der Straße Männer. Mit Eisenstangen in der Hand rennen sie auf ein Geschäft zu. Es klirrt, das Schaufenster ist kaputt. Überall Scherben. Mit ihren schwarzen Mänteln steigen sie durch das neu entstandene Loch ins Haus. Kurz darauf dringen Schmerzensschreie aus der Wohnung. Eine Frau schreit um ihr Leben. Weiter hinten wird es hell. Es brennt. Jemand brüllt: Weiter, weiter!, jemand anderes: Juda verrecke! Die Männer ziehen weiter, ihre Eisenstangen kratzen über das Pflaster.

Der 9. November 1938. So wird es gewesen sein, so kann ich bei Zeitzeug\*innen nachlesen. Ich stelle mir vor, ich schrecke auf und verstecke mich hinterm Vorhang. Warum auch nicht, denn wer legt sich freiwillig mit solchen Menschen an? *Euer Feind, der Teufel, streift umher wie ein brüllender Löwe, auf der Suche nach einem Opfer.* Diese Worte lassen mich die Stiefel auf dem Pflaster hören, die Angst in der Magengrube fühlen. Draußen geht etwas zu Bruch. Hoffentlich kommen die nicht zu mir!, geht mir durch den Kopf. Sieht mich ja auch niemand? Hinter meinem Vorhang blicke ich auf das, was mir Angst macht. Heute rotten sie sich im Internet zusammen. Diejenigen, die einen Umsturz wollen, die, die darauf hoffen, dass sich durch die Corona-Seuche mehr Menschen gegenseitig hassen. Trolle, stolze Weiße, gewiefte Strategen. Sie machen andere Leute fertig, wenn ihnen eine Position nicht passt, veröffentlichen den Wohnort, Details aus dem Privatleben, schießen die Person ab. Andere verbreiten Unsinn, behaupten Verschwörungen, reden wirr. Sie zerstören Vertrauen, werfen vor, streuen Zweifel. Am Ende steht die Überzeugung, dass es nun mal keine Wahrheit gebe und dass jeder nun mal seine Meinung habe. Ich stehe hinter meinem Social-Media-Account, gucke zu und denke: Hoffentlich kommen die nicht zu mir!

Die Heilige Schrift fordert das Gegenteil von mir: *besonnen und wachsam* soll ich sein.

\*

Unbesonnen und nicht wach – das bin ich hinter dem Vorhang, den nicht nur meine Angst gewebt hat. Es ist die Sprache, in der ich zu Hause bin – die mein Bewusstsein, mein Denken und Urteilen prägt. Das Gerede, das ich mir zu eigen mache, ohne zu merken, welche teuflischen Phantasien sich da in mir einnisten. Und auch: Welch teuflische Phantasielosigkeit.

Ich kann so sicher nicht sein, dass ich immer schon auf der richtigen Seite bin – besonnen und wach, denn ich erinnere mich mit Schaudern: „Bis zur Vergasung“ – das wurde noch lange gesagt, besinnungslos – bis zur Vergasung haben wir gefeiert oder geübt oder geputzt. Wie war das nur möglich?

Bevor die Gewalttäter kamen mit Stiefeln und Stöcken – gab es da nicht eine lange Kette von Generationen, für die das Wort „Jude“ mit Makel behaftet war? Sie wurden Andere – und als andere irgendwie Unmenschen. Die klügsten Leute waren nicht nüchtern und wachsam genug, um dem entgegenzutreten. Es ging so tief, es währte so lang, dass viele Jüdinnen und Juden ja schon selbst lieber nicht jüdisch sein wollten. Es ging so tief, es währte so lange, dass auch heute noch Viele meinen: Jude – das sei ein Schimpfwort. Es geht so tief, dass „Jude“ ein Schimpfwort auf dem Schulhof ist.

Trotz aller Bemühungen um eine nichtdiskriminierende Sprache: so leicht lässt sich der Teufel, der in der Sprache steckt, nicht besiegen. Immer aufs Neue wird sie mit Affekten aufgeladen, aggressiv, ausgrenzend – verführerisch – ein Vorhang, der es mir erspart, die andere Seite zu sehen.

Ich bin nicht so sicher. Es quält mich die Frage, ob und wie wir als Menschen der Kirche teilhaben an einer unwahrhaftigen Sprache, die dem Teufel die Türchen öffnet. Ist unsere Sprache das denn: nüchtern und wachsam?

\*

Wenn ich die umhergehenden Teufel erblicke, habe ich Angst. Ich verstecke mich, um mich in Sicherheit zu bringen. Doch tief drinnen weiß ich, das wird nicht gehen, und der erste Petrusbrief wusste, das wird nicht gehen: Denn mein Verlangen nach Sicherheit treibt mich dem brüllenden Löwen in die Arme. Ich spiele dann das Spiel mit, das die Angstmacher gerne spielen wollen: alle schweigen, sie brüllen. Die Hochmütigen demütigen die Anderen, das Andere und behaupten dabei, sie wären die eigentlichen Opfer.

Trotz meiner Angst besonnen bleiben und unbeirrt am Glauben festhalten. Widerstehen im Vertrauen auf Gott. Mutige Worte. Der Bibeltext spricht von Vertrauen, nicht von Sicherheit. Vertrauen ist das Gegenteil von meinem, von unserem Verlangen nach Sicherheit. In die Sicherheit flüchte ich mich vor der Welt. Bibbernd träume ich dann auf kleinen wackeligen Flößen von Stabilität.

Ich bin hinter meinem Vorhang den Dämonen begegnet. Ich weiß, dass Widerstand leisten auch Widerstand gegen mich bedeutet, gegen mein Verlangen nach Sicherheit, gegen meine Angst vor dem Brüllen. Damals brüllten auch nicht wenige Christen und viele Gemeinden mit den Löwen; von Widerstand kaum eine Spur. Am Ende hieß es, die Dämonen, die Teufel waren so mächtig, wir konnten nicht anders. Aber es waren nicht nur die Dämonen im Außen, auch die Dämonen im Innen, die sich Sicherheit erkaufen wollten durch das Elend der anderen.

Die Bitte um Verschonung taugt nicht.

Wenn ich hingegen vertraue, lasse ich mich auf dem Meer der Unsicherheit treiben. Ich lasse meine Bedürfnisse, meinen Hochmut los. Ich akzeptiere, dass ich Angst habe, und will sie nicht „wegmachen“. Demut, Vertrauen und Widerstand zeigt sich nicht darin, dass ich keine Angst vor dem Brüllen habe. Jene Dämonen in uns, die Angst zu spüren, ist Voraussetzung dafür, sie loszulassen und dann zu verjagen. Jene, die so tun, als hätten sie keine Ängste, haben vielleicht noch nie Löwen gehört oder glauben, dass Angst Schwäche heißt.

Wären nicht Gemeinden die Orte, an denen wir unsere Ängste sehen und gemeinsam fortjagen lernen? Nicht im Sinn von Exorzismus, sondern im gemeinsamen demütigen Tun? Doch Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig. Diese Kraft sollten wir einsetzen für die Angegriffenen, für die Opfer unserer geschönten Selbstbilder und unserer Privilegien. Wachsam sollen und wollen wir sein nicht nur nach außen, auch nach innen. Dann können wir dem treu werden, der größer ist als unser kleiner Kopf es wahrhaben will. Durch das Loslassen entsteht Stärke für Konflikte, für Solidarität und für Schmerz, durch Vertrauen geschenkte Stärke, mit der Widerstand möglich wird.

Die Bitte um Verschonung taugt nicht.

Die Eisenstangen sind jetzt einen Häuserblock weitergezogen. Ich höre es wieder klirren, Menschen schreien. Ich ziehe meinen inneren Vorhang zurück und gehe in Richtung Wohnungstür. Nur zuschauen hilft nicht.

Amen.